

Enoch Leodegar schreibt ein Gedicht...

Autor(en): **Schwengeler, Arnold H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **29 (1939)**

Heft 13

PDF erstellt am: **16.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639594>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Enoch Leodegar schreibt ein Gedicht . . .

Der bekannte Dichter Enoch Leodegar Bult verließ gelassenen Schrittes das Café. Er war, wie immer nach dem Mittagessen, nach Mokka und Zigarette, in vorzüglicher Laune und betrachtete wohlwollend die gewöhnlichen Mitmenschen, die im Vorbeigehen seinen schwarzen Schlapphut und seinen mächtigen Schlips bestaunten.

Während er langsam den Mantel zuknöpfte und — es war dieses eine ihm eigentümliche Gewohnheit — mit gerümpfter Nase in der Luft herumschnupperte, fühlte er sich am Kermel gezupft. Ein kleines Mädchen stand vor ihm, das schüchtern blickte und Schneeglöckchen zum Kauf anbot.

Oha, Frühling! dachte Enoch Leodegar. Natürlich — Anfang April . . . ja, ja: Winter ade . . . Schon pfliff er laut und munter, steckte sich ein Blumenbündel ins Knopfloch, zog den Geldbeutel und zahlte. Selbstverständlich gab er zuviel, wobei er dieses Mißverständnis zwischen Verschwendung und ständiger Finanzzacke damit begründete (vor seinem Gewissen), daß die freien Berufe durchaus zu unterstützen seien — wehrte den Dank des Mädchens mit lässiger Handbewegung ab und schritt lächelnd die Straße hinunter.

Ganz in Gedanken, ohne weiter auf den Weg zu achten, gelangte er in die Parkanlagen der Stadt. Der milde Tag hatte es mit sich gebracht, daß die meisten Bänke besetzt waren; doch fand sich bei näherem Zusehn auch für Enoch Leodegar Bult ein angenehmer Platz. Das übermütige Geschrei der Kinder, die überall herumtollten, störte ihn freilich ein wenig. Ueberhaupt schien ihm die ganze Umgebung nicht sonderlich angenehm. Allein — das Ganze entbehrte nicht einer gewissen Romantik . . .

Und plötzlich beschloß Enoch Leodegar, das bunte Bild in Gedichtform festzuhalten.

Alme Lärchenbaum, die gegenüber an der Schulter ihres Verlobten vom Glück träumte, hätte für jeden Durchschnittslyriker einen dankbaren Vorwurf geboten. Enoch Leodegar empfand dieses mit überlegenem Stolz, als er das Paar mit einem halb spöttischen, halb mitleidigen Blick streifte. Er hatte, gottlob, solche sentimentalen Mädchen nicht nötig . . . er arbeitete mit Geist und Können . . . er faßte einzigartig und ursprünglich auf . . . er machte dem Publikum keinerlei Zugeständnisse.

Der Dichter griff nach Bleistift und Papier — er trug, gewohnt, seinen Eingebungen unverzüglich zu folgen, immer welches in der Brusttasche mit — und begann zu schreiben.

Ruf des Frühlings.

Ich bin in der Allee auf einer Bank gesessen.

(Auf grün gestrichenem Holze des Verkehrsvereins.)

Dicht neben mir — am feuchten Boden — hat gefressen

ein Butterbrot das Kind der Mutter Nummer eins.

Enoch Leodegar schaute auf, den Sachverhalt zu überprüfen.

Alles stimmte. So fuhr er weiter.

Sie selber saß auf einer Bank in meiner Nähe,

(auf grün gestrichenem . . . usw.) und dabei

sprach sie beweglich — auf daß man es sähe —

mit einer dicken Dame: Mutter Nummer zwei.

So. Das war Auftakt. Knapp und nüchtern, wie er es liebte.

Ein überleitendes Zwischenglied zum zweiten und Hauptteil des Gedichtes hatte nunmehr zu folgen . . . Der Bleistift frikelte auf dem Blatt hin und her.

Ein süßer Wind glitt langsam durch die kahlen Äste

und streichelte die hellen Locken kleiner Knaben.

(Sie schaufelten im Sand sich einen tiefen Graben

und kletterten hoch auf die Türme einer Feste.)

Enoch Leodegar fühlte: jetzt war er in Stimmung. Mit einer heftigen Bewegung riß er den schwarzen Hut vom Kopf, wobei seine kunstvoll wallenden Haare sichtbar wurden. Er kniff die Augen zu, sich stärker zu sammeln, schlug mit dem Zeigefinger der Linken die Versfüße in die Luft und murmelte undeutliche Worte. Dann schrieb er.

Ein Sperling zwitscherte auf einem roten Hausdach,
und irgendwo war Sonne zwischen weißen Wolken . . .

Der Dichter stockte. Träumerisch wanderte sein Blick durch das Blau des Himmels, fiel von den wattigen Wolken auf die hellbeschiedenen Ziegel des eben besungenen Hauses — wobei er feststellte, daß der quirlende Spaß unterdessen verschwunden war. Er wurde sich dieser Tatsache zwar nur nebenbei und unklar bewußt, denn der Rausch des Schaffens erfüllte ihn völlig und trug ihn weit über die Umgebung hinaus.

Und doch sollte der kleine Vogel, den der große Poet so gering achtete, daß er ihn bereits vergessen hatte, als er jetzt zum Endspurt ansetzte, in dieser Geschichte noch eine recht bemerkenswerte Rolle zu spielen haben. Ein schmales Bäumchen, das sich mit erstem, bescheidenem Laub zu schmücken begann, stand nämlich im Rücken der Dichterbank. Es streckte seine mageren Zweige so sehnfüchtig in die Luft, so sanft und liebebeischend, daß der freundliche Sperling nicht widerstreben konnte, mit raschen Flatterflügeln daher kam und unter neckischen Rufen zu Häupten des Mannes sich niederließ.

Dessen Augen erschauten ein zauberhaft verlockendes Bild. Ein beglücktes Lächeln überzog seine Mienen . . . Er schrieb.

In weiter Ferne schlug es fünf — bei mir zuhaus, ach,
hat man zu dieser Zeit die braune Kuh gemolken.

Und gelbe Primeln blühen dort auf allen Wiesen . . .

Was tu ich länger noch in dieser öden Stadt —

Ich sage frühlinghaft Ade! zu allen diesen:

Die grüngestrichenen Schlumberbänke hab ich satt!

Fertig. Eine Welle stolzen Hochgefühls überflutete Enoch Leodegar. Die Wirklichkeit, der Alltag hatten sich verflüchtigt. Wie von sieghaftem Klang gewaltiger Trompeten brauste es in den Ohren des Dichters; die ganze Welt dünkte ihn licht und golden; sein Auge glänzte und als er nun die Mähne schüttelte, da glich er einem Löwen, der aufbricht zur königlichen Jagd.

„Ruf des Frühlings!“ flüsterte er und atmete tief. „Ruf des Frühlings!“ sagte er noch einmal, sprang auf und griff nach dem Hut — worauf seine Hand, wie von einer Schlange gestochen, zurückzuckte.

Denn auf der Krempe des schwarzen Schlapphutes, dort, wo Enoch Leodegar Bult eben hingelangt hatte, breitete sich weiß und feucht die Visitenkarte des Sperlings Johannes Klückerzwitsch. Der freundliche Vogel saß noch immer auf dem leicht hin und herwippenden Zweig, mit bescheiden geneigtem Schnabel, doch wohlgefällig sein Werk betrachtend. Er freute sich der vorzüglichen Kontrastwirkung der Farben und schickte sich gerade an, ein weiteres zu tun, als ihn eine unendlich empörte menschliche Stimme an der Ausübung seiner Künstler-schaft störte.

„Dreckfink!“ schrie Enoch Leodegar und fuchtelte mit den Armen drohend umher.

„Dreckfink?“ fragte Johannes Klückerzwitsch höflich. „Erlauben Sie, ich bin ein Sperling.“

„Ein Schwein bist du!“ wettete Enoch Leodegar, der den Einwand weder beachtete noch verstand. Und er warf voll gerechten Zornes den entweihten Hut nach dem freundlichen Vogel.

Johannes Klückerzwitsch verzichtete daraufhin auf eine Fortsetzung des Gesprächs und entschwebte. Doch er beschloß, den Fall an der nächsten Familienzusammenkunft vorzubringen, denn er konnte es im Interesse der Sippe nicht zulassen, daß man ihn mit einem Fink, geschweige denn mit einem Säugetier verwechselte.

Enoch Leodegar Bult aber, in tiefster Seele gekränkt über die ihm angetane Unbill, ging eifersüchtig von dannen. Den zerdrückten Filz trug er mit spitzen Fingern vor sich her, wobei er — es war dieses eine ihm eigentümliche Gewohnheit — mit gerümpfter Nase in der Luft herumschnupperte.

Arnold H. Schwengeler.